

Arbeiterleben in Esslingen vor hundert Jahren

Heilwig Schomerus

Beinahe jeder von uns hat eine mehr oder weniger ausgeprägte Meinung darüber, wie es den Arbeitern vor hundert Jahren, wie es – anders gesagt – unseren Groß- und Urgroßeltern «wirklich gegangen ist».

Die Arbeiterfrage beschäftigt und erhitzt die Gemüter nach wie vor, und das mit vollem Recht. Aber wieviel wissen wir ganz konkret über den Arbeiteralltag vor hundert Jahren?

Man mag gelegentlich den Eindruck gewinnen, daß kaum eine andere Gesellschaftsschicht des 19. Jahrhunderts von den Historikern mit so großer Aufmerksamkeit bedacht worden sei, wie diejenige der Arbeiter. Dieser Eindruck täuscht, denn das wissenschaftliche Interesse ist sehr einseitig gewesen. Wir hier in Deutschland haben uns mit den Arbeitern beinahe ausschließlich unter dem politischen Aspekt beschäftigt, mit der Arbeiterbewegung im weitesten Sinn.

Wir haben uns dagegen in erstaunlich geringem Maße darum gekümmert, wie diese Arbeiter lebten, was sie tatsächlich im Alltag zu bewältigen hatten, was sie verdienten und mit diesem Verdienst machen konnten oder wollten. Wir haben uns nicht darum gekümmert, wie diese Arbeiter wohnten, was sie für Leitbilder hatten und ob sie in ihren Leitbildern, in ihren Hoffnungen und Erwartungen, die sie in ihr Leben gesetzt haben, wie das jeder von uns tut, enttäuscht wurden. Ob sich ihre Erwartungen erfüllten oder auch nur erfüllen konnten.

Ohne eingehendere Kenntnisse dieser konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen aber scheinen mir Aussagen zu den Motiven, Erfolgen und Mißerfolgen der ja keineswegs einheitlichen Organisationsbestrebungen wenn nicht gar des sicheren Fundaments, so doch eines höchst bedeutsamen Aspekts zu entbehren. In jedem Fall machten wir es uns zu einfach, wenn wir die Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert als uniforme Masse sähen, deren sozusagen ursprüngliche Strukturelemente Solidarität und Klassenbewußtsein gewesen seien, die sie gewollt oder ungewollt zur Arbeiterbewegung drängen mußten.

Gerade diese Vorstellung aber hat unsere Sicht der Arbeiterschaft in der langgezogenen Industrialisierungsphase lange Zeit bestimmt, und sie tut es zum guten Teil heute noch. Woran es liegt, daß die Geschichtsschreiber bisher relativ wenig dazu beigetragen haben, diesem amorphen Bild Konturen und Farbe zu geben, ist leicht gesagt: In allzu kurzschlüssiger Weise sind wir davon ausgegangen, daß Arbei-

ter keine Dokumente über ihr Leben, über ihre Einstellung zum Leben, über ihre Einstellung zu Krisen oder zu erfreulichen Zeiten in ihrem Leben hinterlassen haben.

Und da die «Materiallage» in der Geschichtswissenschaft nicht selten maßgeblich über die Auswahl der Arbeitsgebiete entscheidet, hat man sich damit lange Zeit zur Ruhe gesetzt. Manchmal freilich ist der Mangel an historischem Material zu bestimmten Fragen gar nicht real, sondern nur vermeintlich und einer – vielleicht berufs- und ausbildungsabhängigen, vielleicht auch politisch bedingten – Kurzsichtigkeit der Historiker zuzuschreiben. Im Falle der Arbeiterschaft des vorigen Jahrhunderts ist das sicherlich so gewesen.

Erst seit wenigen Jahren wendet sich das historische Interesse zunehmend der Geschichte des Alltags zu, des Arbeiteralltags vor allem; und es zeigt sich, daß die Fülle bisher ungenutzten Materials alle Erwartungen übersteigt. Dies gilt nicht nur, aber in besonderem Maße, für Esslingen, das mit den Archivbeständen der Maschinenfabrik und des Stadtarchivs Einblicke in das Arbeiterleben, den Arbeiteralltag vor dem Ersten Weltkrieg vermittelt, wie sie in dieser Form bisher nur selten möglich waren.

Ob und in welchem Umfang sie zu verallgemeinern sind, läßt sich so lange schwer beantworten, wie nicht über andere Städte und Industriezweige vergleichbare Ergebnisse vorliegen. Für Württemberg jedenfalls ist Esslingen im 19. Jahrhundert eine der bedeutendsten Industriestädte gewesen, zeitenweise sogar die bedeutendste; und so vermag das Esslinger Beispiel sicherlich einen Eindruck zu vermitteln davon, wie hierzulande Arbeiteralltag, Arbeiterleben im 19. Jahrhundert ausgesehen hat.

So selbstverständlich wie es uns im nachhinein erscheint und wie es von einigen Esslingern der fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gesehen wurde, ist die Entwicklung Esslingens zur Industriestadt freilich nicht gewesen. Hundert Jahre bevor die Maschinenfabrik Esslingen zu einem der blühendsten Industrieunternehmen ganz Deutschlands geworden war, wurde von dem damaligen Esslinger Bürgermeister 1768 in seiner traditionellen Schwörtagsrede der Stadt jegliche Eignung für *Fabriken und Manufakturen abgesprochen. Als Ursache gab er an: die Kleinheit des Eßlinger Gebiets, das nur geringen Absatz verspreche, nicht genug Arbeiter liefere und zu wenig geschickte Köpfe habe, die den Willen und das Ta-*

Plan der Maschinenfabrik Esslingen.

Längen-Ansicht

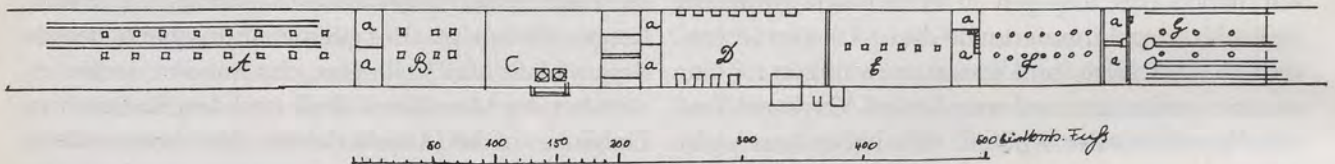


Beschreibung

- A. Wagenwerfplätze
- B. Pfloren
- C. Gießerei
- D. Schmiede
- E. Tiefbohrsmiede
- F. Dreherei
- G. Montierungswerkstätte
- a Läger für die Rohmaterialien



Grundriß



lent besäßen, eine solche Anstalt nicht nur zu gründen, sondern auch emporzubringen; den Mangel an Leuten, welche den zu einer solchen Anstalt nötigen Unternehmensgeist hätten, das «verlegene Wesen», das unter den Handwerkern herrsche, und die mancherlei Hindernisse, welche man Fremden dabei aus Neid in den Weg lege.

Und wirklich ist Esslingen erst sehr spät auf den schon geraume Zeit fahrenden Zug der Industrialisierung aufgesprungen, um dann mit einer auch für damalige Verhältnisse ungewöhnlichen Geschwindigkeit alle württembergischen Konkurrenten zu überholen.

Noch 1780 wurde Esslingen als eine Stadt bezeichnet, die an Industrie gänzlichen Mangel hat. Schon fünfzig Jahre später, zu Beginn der dreißiger Jahre, gehörte es zu den bedeutendsten Industriestädten Württembergs. Mit mehr als 600 Fabrikarbeitern, damals noch überwiegend Textilfabrikarbeitern, beherbergte es eine größere Arbeiterschaft als jede andere Stadt in Württemberg.

Die entscheidende Wende zum wirklichen Industriezentrum der damaligen Zeit vollzog sich aber erst mit der Gründung der Maschinenfabrik Esslingen im Jahre 1846. Für einen Zeitraum von ungefähr drei Jahrzehnten erreichte die Stadt eine Spitzen-

stellung in der württembergischen Industrie und ebenfalls eine hervorragende Position in der gesamten deutschen Maschinenbauindustrie.

Vom Staat initiiert, von der Stadt Esslingen durch die Vergabe des notwendigen Areals und vor allem der Wasserkraft unterstützt, war das Projekt längst vor seiner Vollendung zum Tagesgespräch nicht nur der Esslinger Presse, sondern auch des Schwäbischen Merkur und der Schwäbischen Chronik geworden. Kein Wunder also, daß die Grundsteinlegung der Fabrik, deren Grundriß und Längenansicht uns im Original erhalten ist (Abb. 1), zu einem regelrechten Festakt wurde.

Nicht nur die Honoratioren der Stadt und des gesamten Oberamtes, die dreißig Aktionäre, die Vertreter des Finanzministeriums und der Eisenbahnkommission nahmen daran teil, sondern auch sämtliche bereits im Bau beschäftigten Arbeiter, wie es in der Grundsteinurkunde heißt. In allen Reden und Gedichten, die zu diesem Anlaß vorgetragen wurden, kam die Überzeugung deutlich zum Ausdruck, daß erst mit der Eisenbahn und der ihr verbundenen Maschinenindustrie die «neue Zeit» nicht nur für Esslingen, sondern für Württemberg überhaupt angebrochen sei. Wie hoch die Erwartungen waren,

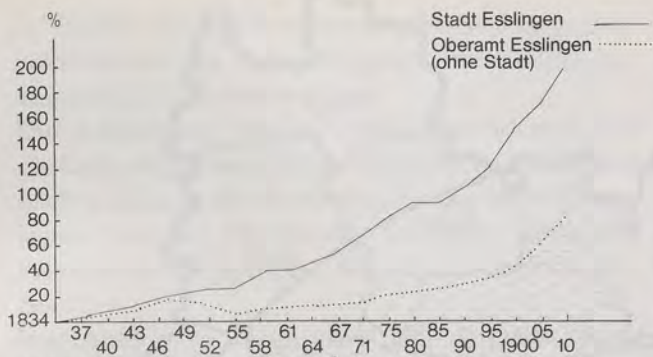


Abb. 2: Prozentuale Bevölkerungszunahme der Stadt und des Oberamtes Esslingen 1834–1910

die man in Esslingen in diese – ursprünglich hart umkämpfte – Firmengründung setzte, zeigt das Gedicht, das der Esslinger Gemeinderat und Aktionär der Maschinenfabrik Esslingen Heinrich Georgii zum Abschluß der Grundsteinfeier am 5. Mai 1846 vortrug:

Die letzten Schläge sind verklungen
Geschlossen ist der feste Stein
Als erstem von den künftigen Hallen
Soll ihm ein Spruch gesprochen sein.

Ich seh im Geist die Räume ragen
Die bergen wundervolle Kraft.
Von vielen hundert fleißigen Händen
Wird hier ein seltner Bau geschafft.

Des Wassers und des Feuers Kräfte
Nach unumstößlichen Gesetz
Sie weben hier mit ehernen Fäden
An jenem starken großen Netz,

Das kräftig einend soll umschlingen
Einst unser deutsches Vaterland
Es ist, wenngleich von Stahl und Eisen
Ein lebensvolles, warmes Band.

Es ist in ihm uns aufgeschlossen
Der Zukunft reiches schönes Feld,
drum darf den Stein ich kühnlich nennen
Den Grundstein einer neuen Welt.

Nicht ganz so klassisch drückte es wenige Tage später ein Arbeiter der Maschinenfabrik in einem Gedicht aus, von dem hier nur ein Auszug wiedergegeben werden soll. Unter «Eingesandtes» war in der Esslinger Zeitung zu lesen:

Da kam ein anderer Keßler, ein Mann von großer Kraft
Der hat ein anderes Wunder, ein größres uns geschafft

Der baute einen Wagen und spannt ein Roß davor
Das speist er statt mit Haber mit Wasserdampf im Rohr.

Und wo das Dampfroß sauset, entsteht die neue Welt

Blüht Industrie und Handel, der alte Zopfgeist fällt
Wohin es schwer belastet mit Gut und Leuten fährt
Dort hat es auch der Dummheit den großen Kampf erklärt.

Tatsächlich kann die Maschinenfabrik Esslingen, nach allem, was bisher über den Werdegang der Maschinenindustrie in Deutschland bekannt ist, als durchaus einzigartige Gründung gelten. Vom ersten Tage ihrer Produktion an beschäftigte sie beinahe 500 Arbeiter, sie besaß nicht nur einen voll ausgebildeten Verwaltungsapparat, sondern schon 1847 einen für damalige Verhältnisse ungewöhnlichen Stand an Produktionsmaschinen. Entsprechend stieg die Zahl der Arbeiter. 1857 waren es schon mehr als 1000 (zum Vergleich: Krupp beschäftigte im gleichen Zeitraum weniger als 400 Arbeiter), zu Beginn der achtziger Jahre arbeiteten in der Maschinenfabrik beinahe 2000 Arbeiter.

Die Ansiedlung dieses größten württembergischen Industriebetriebes der Zeit blieb nicht ohne Folgen für die Bevölkerungsentwicklung der Stadt und ihres unmittelbaren Umlandes. (Abb. 2) Wie aus dem Diagramm deutlich wird, nimmt die Bevölkerung der Stadt über den gesamten Untersuchungszeitraum hin zu, die Wachstumsraten des Umlandes, die bis zur Gründung der Maschinenfabrik beinahe parallel zu denen der Stadt verliefen, fallen in den Jahren nach 1846 deutlich zurück, die Schere zwischen Bevölkerungswachstum von Stadt und Umland öffnet sich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Wanderungsverluste des Umlandes bei gleichzeitigen Wanderungsgewinnen der Stadt Esslingen führten dazu, daß zu Beginn der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts mehr als die Hälfte aller Einwohner des Oberamtes Esslingen in der Stadt Esslingen wohnten. Es liegt also nahe, zu vermuten, daß die meisten Arbeiter der Maschinenfabrik aus der unmittelbaren Umgebung der Stadt kamen, eine Tatsache, die auch schon von den Zeitgenossen deutlich hervorgehoben wurde. Emil von Kessler, der Gründer und erste Direktor der Maschinenfabrik, schrieb 1852 über die Stadt Esslingen: *In bezug auf persönliche Arbeitskräfte sind die Verhältnisse hier wohl günstiger, als sie sonst an günstigen Plätzen angetroffen werden. Auf die Entfernung von höchstens 1½ Stunden haben wir im Umkreis der projektierten Baustelle mehr als 20 Ortschaften mit einer Zahl von wenigstens*

Abb. Nr. 3: Abwanderungsgebiete der Arbeiter der
Maschinenfabrik Esslingen 1846–1914



25–30 000 durch nicht zu ermüdenden Fleiß ausgezeichneten Einwohnern, so daß Mangel an Arbeitskräften voraussichtlich nicht eintreten kann.

Die Arbeiter der Maschinenfabrik wanderten, wie die Karte zeigt (Abb. 3), aus denjenigen Oberämtern nach Esslingen, die ringförmig um die Stadt herumlagen, aus den Oberämtern Stuttgart, Cannstatt, Schorndorf, Göppingen, Kirchheim und Nürtingen.

Von Anfang an waren etwa 60% der Maschinenfabrikarbeiter Württemberger, noch dazu solche, deren Heimatorte nur ungefähr 50 Kilometer oder – nach damaligen Maßstäben – eine Tagereise von Esslingen entfernt lagen. Der Zustrom von Handwerkern und Arbeitern aller Berufssparten war dabei so groß, daß die Firmenleitung schon bald die Flut der Anmeldungen einschränken mußte und in der Esslinger Presse bekanntgab: *Wir sehen uns veranlaßt, hiermit bekanntzumachen, daß in der Folge die Anmeldungen nur an Werktagen, vormittags von 9–10.00 Uhr, auf dem Komptoir geschehen können.*

Bewerbungen um Stellen in der Fabrik gingen aus allen Teilen Deutschlands, aber auch aus dem Ausland ein, so etwa diejenige von Christian Friedrich Braun aus Paris, der von Emil Kessler mit folgendem Schreiben fest engagiert wurde: *An Herrn Christian Friedrich Braun, Rue de la Pepinière 43 zu Paris. Eßlingen, den 8. 11. 1846. – Auf Ihr Schreiben vom 20. 10. erwidere ich Ihnen heute, daß ich Sie für die Beaufsichtigung der Tapezier- und Lackierarbeiten in hiesiger Fabrik engagiere, mit einem jährlichen Gehalt von 800.– fl (ca. 6000 Mark) nebst Vergütung Ihrer Reisekosten von Paris hierher. Da es wünschenswert ist, daß Sie sobald als möglich hier eintreffen, so erwarte ich Sie gegen Ende dieses Monats hier. In dieser Erwartung grüße ich Sie bestens. Ihr Emil Kessler.*

Wie hoch das Ansehen eines Arbeitsplatzes in der Maschinenfabrik damals war, zeigt vor allem der verzweifelte Brief eines Esslinger Handwerkers, der keinen Arbeitsplatz mehr bekommen hatte. Er schrieb 1847 an die Stadtverwaltung: *Da ich meine Familie durch den geringen Verdienst, den mir mein Gewerbe abwarf, nicht ernähren konnte, so gab ich mir viele Mühe, in die hiesige Maschinenfabrik aufgenommen zu werden, wozu mir mehrere Male das Versprechen gegeben, am Ende aber erklärt wurde, daß sie keine Wagner annehmen könne, wodurch mir alle Hoffnung für die Zukunft beraubt ist.*

Die Gründe für das hohe Ansehen eines Arbeitsplatzes in der Maschinenfabrik sind einfach darin zu sehen, daß hier Löhne bezahlt wurden, die weit über dem Durchschnitt der württembergischen Arbeiterlöhne, vor allem auch der Textilarbeiterlöhne lagen. (Abb. 4) Die Abwanderung aus der Textil- in

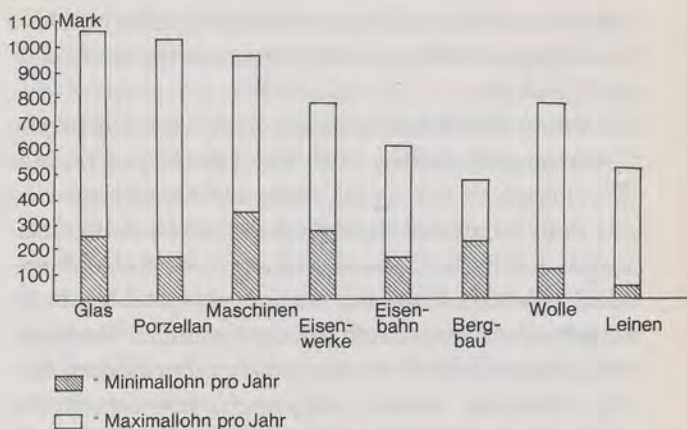


Abb. 4: Minimal- und Maximallöhne pro Jahr in württembergischen Fabriken verschiedener Branchen 1847.

(Es handelt sich jeweils um absolute, nicht um Durchschnittswerte, umgerechnet in Mark.)

die Maschinenindustrie hat der Esslinger Textilindustrie, und nicht nur ihr, sondern auch derjenigen in Calw und Urach in den Folgejahren sehr zu schafften gemacht.

Nun waren aber natürlich nicht alle Arbeiter der Maschinenfabrik Württemberger. Vielmehr war es so, daß sich die Arbeiterschaft von Anfang an in zwei Gruppen aufteilte, in die große Gruppe der Nahwanderer, die nur etwa eine Tagereise von ihrem Heimatort entfernt wohnten und arbeiteten, und in die wesentlich kleinere Gruppe der Fernwanderer, deren Herkunftsgebiete weiter als 50 Kilometer – wenn auch selten mehr als 200 Kilometer – von Esslingen entfernt lagen.

Es ist eine Besonderheit der württembergischen Sozialgeschichte, daß es (bis 1871) einen direkten Zusammenhang gab zwischen Wanderungsdistanz und Vermögenslage der Arbeiter zum Zeitpunkt der Familiengründung. Wer in Württemberg, gleichgültig ob Arbeiter oder nicht, vor 1871 heiraten wollte, mußte hierfür erst eine Bewilligung beantragen. Da die Bewilligung der Heirat einfach davon abhing, welches Vermögen die Ehepartner nachweisen konnten, wurde von dieser Heiratsgesetzgebung vor allem die lohnabhängige Arbeiterschaft stark betroffen, besonders aber diejenigen, die von weit her nach Esslingen zuwanderten. Ihnen gegenüber war man rigoros eingestellt, denn man wollte auf diese Weise vermeiden, daß eine große Zahl von Minderbemittelten zuwanderte, die man im Falle ihrer Verarmung nur schwer oder gar nicht wieder abschieben konnte. Diese Heiratsgesetzgebung bedeutete einen ungewöhnlich harten Eingriff in den persönlichen, alltäglichen Lebensbereich der Arbeiter. Eine große Zahl von Selbstzeugnissen der betroffenen

Arbeiter, wie sie sich in den Akten des Stadtarchivs in Esslingen finden, geben davon einen nachhaltigen Eindruck.

Die enorme Bedeutung dieser Gesetzgebung für die Lebensgewohnheiten, für die Lebensqualität der Arbeiterschaft vor wenig mehr als 100 Jahren wird aus dem folgenden Beispiel deutlich: Im Jahre 1860 wandte sich die Lebensgefährtin des Maschinenfabrikarbeiters Friedrich Sohn nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen bei der Esslinger Stadtverwaltung schließlich an den württembergischen König (übrigens wieder vergeblich) mit folgendem Brief: *Mit erschrockenem Herzen wage ich es meine Not und meine traurige Lage Ihrer Königlichen Majestät zu klagen, da ich schon so viele Türen aufgestoßen habe und nirgends Hilfe finde, wage ich es Ihre Gnade zu bitten um Hilfe. Ich lebe schon seit 15 Jahren im Verhältnis mit Friedrich Sohn. In dieser Zeit gebar ich von ihm 6 Kinder, welche mir der Liebe Gott alle am Leben ließ. Da man uns auf jedes Ersuchen um die Heirat es immer schwieriger machte, und wir vergeblich so viel aufgewandt haben, fühle ich mich in Not gedrungen, das Herz meines Landesvaters um Hilfe für mich und meine Kinder zu bitten. 3 von meinen Kindern versorgt die Gemeinde, die werden leider vaterlos und mutterlos erzogen. Das Älteste, ein*

Mädchen von 13 Jahren gab der Vater in der Kost in Cannstadt, 2 habe ich, wo mich der Vater immer so gut er kann unterstützt. Friedrich Sohn ist schon seit 21 Jahren in bestem Rufe. Er war 14 Jahre bei Herrn Bachshauer, da das ganze Geschäft aufhörte, kam er in die Maschinenfabrik, wo er schon seit 8 Jahren die besten Zeugnisse vorweisen kann, da er ein fleißiger und tüchtiger Mensch ist und es ist auch sein einziger Kummer seine Kinder als Vater selbst zu erziehen, da neben ihm mancher Vater, der auch 6 und 8 Kinder erhält, arbeitet, welchem es aber leichter geht als ihm, da er seine Familie zusammen hat.

Stadtverwaltung und Arbeitgeber, die durch ihre Zeugnisse ebenfalls Einfluß auf die Bewilligungschancen der Arbeiter nehmen konnten, benutzten auf Jahre hinaus diese Heiratsgesetzgebung als willkommene Möglichkeit, unliebsame Arbeiter an der Verehelichung und langfristigen Niederlassung in Esslingen zu hindern, beziehungsweise besonders gesuchte Arbeitskräfte bevorzugt zu behandeln. Damit fand vor allem unter den Fernwanderern oder den «Fremden» eine gezielte Auslese statt.

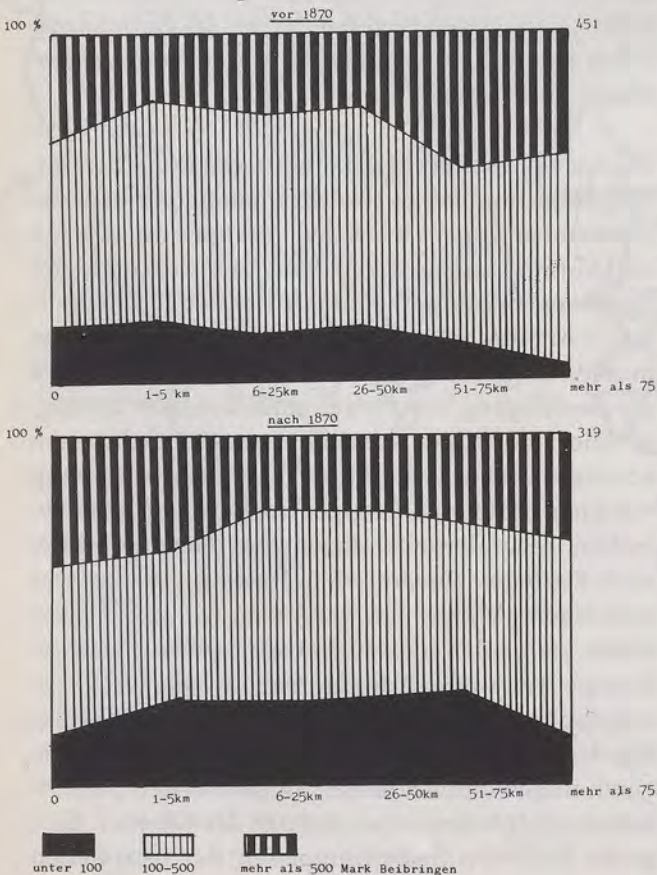
Die Auswirkung dieser Bewilligungspraxis auf die finanzielle Ausgangsposition der Nah- und Fernwanderer bei der Heirat in Esslingen zeigt das vorliegende Diagramm. (Abb. 5) Der Anteil der «reichen Arbeiter» mit mehr als 500,- DM Startkapital nimmt in der Gruppe deutlich zu, die aus einer Entfernung von mehr als 50 km nach Esslingen zuwanderte, eine Beobachtung, die für die Arbeiterfrauen im übrigen in gleicher Weise galt.

Der finanziellen Sonderstellung der Fernwanderer entsprach eine wesentlich andere Berufsstruktur dieser Gruppe, d. h. aus dem Nahbereich wanderten mehr unqualifizierte Arbeiter zu, unter den Fernwanderern war die Zahl der qualifizierten wesentlich höher, hier wieder der Anteil bestimmter Berufsgruppen: derjenige der Schlosser, Mechaniker, Schmiede und Dreher.

Die Graphik (Abb. 6) zeigt, wie stark der Anteil Unqualifizierter mit zunehmender Distanz ab-, der Anteil der Schmiede, Schlosser, Mechaniker und Dreher dagegen zunahm. Wer als Fremder, nicht württembergischer Arbeiter nach Esslingen kam, hatte nur dann eine Chance, sich dort auch niederzulassen und zu bleiben, wenn er entweder ausreichend Geld oder einen Beruf hatte, der ihm guten Verdienst zusicherte. Am liebsten waren der Stadt aber offensichtlich solche «Fremde», die Geld und qualifizierte Ausbildung hatten.

Die Esslinger Arbeiterschaft teilte sich also von Anfang an nicht nur in Gruppen von Nah- und Fernwanderern; sie teilte sich entsprechend auch noch in solche Arbeiter, die ihre Arbeiterlaufbahn mit einem gemütlichen finanziellen Polster begannen, und in

Abb. 5: Beibringenshöhe und Wanderungsdistanz der Maschinenfabrik-Arbeiter



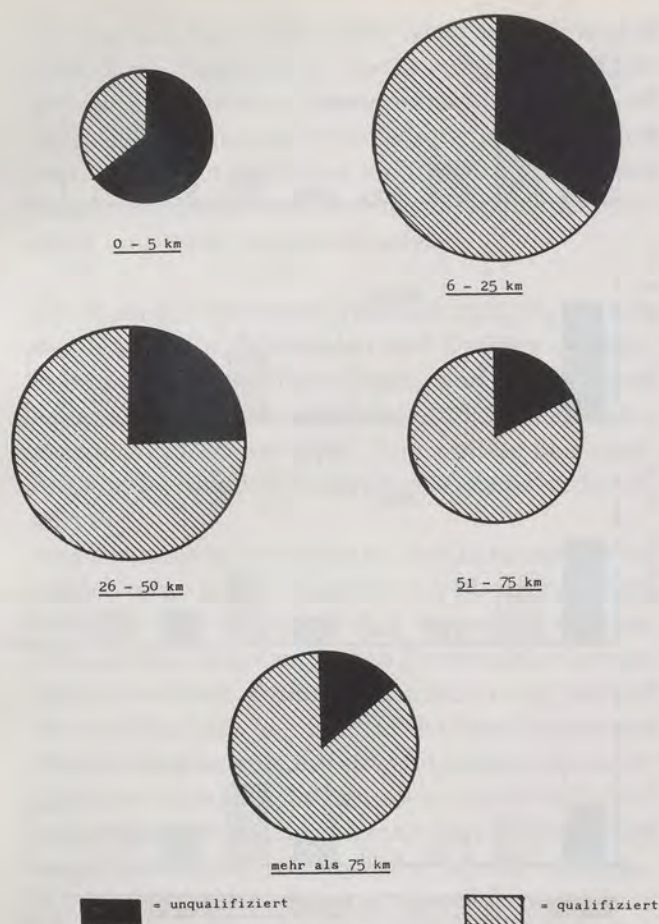


Abb. 6: Qualifikation und Wanderungsdistanz 1846–1914

solche, deren finanzielle Mittel schon von Anfang an sehr eingeschränkt waren. Entsprechend kam es auch schon Anfang der 50er Jahre zu Konflikten zwischen den gut- und den schlechtgestellten Arbeitern (wohlgerneht ein Inner-Arbeiterkonflikt). Diese Konflikte fanden ihren deutlichen Ausdruck in einem Drohbrieff an die Stadtverwaltung Esslingen, der in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar 1853 in Esslingen als Flugblatt angeschlagen wurde. Darin heißt es u. a.: *Denn wo man hinkommt, so sind lauter Fremde, und meistens auch noch solche, die uns Bürgern das Brot wegnehmen. Jetzt, wenn wir nicht in das Mittel treten, und machen nicht, daß das fremde Volk vor unserer Stadt längstens in 14 Tagen hinauskommt, dann lassen sie sich nicht mehr blicken bei Nacht!*

Natürlich war es nicht einfach so, daß die Esslinger Arbeiter alle arm, die Zugewanderten dagegen «reich» waren. Es gab auch unter den Nahwanderern solche, deren Startposition – d. h. ihre Vermögenslage – bei der Eheschließung sich ebenso günstig darstellte wie diejenige der Fernwanderer. Die regionale Herkunft hatte zwar einen gewissen Siebungseffekt, wie wir eben gesehen haben, mindestens ebenso entscheidend war für den Lebensablauf des Arbeiters aber seine soziale Herkunft.

Mit der Berücksichtigung der regionalen und sozialen Herkunft versuche ich, die Arbeiterschaft nach Merkmalen zu differenzieren, die nicht primär innerhalb der Fabrik liegen, sondern die bereits im Leben außerhalb der Fabrik, in der Biographie der Arbeiter zu suchen sind.

Wenn wir davon ausgehen, daß

- die Höhe des Vermögens bei der Heirat
- die Anzahl der Kinder pro Ehe und schließlich
- ein über den gesamten Zeitraum der Expansion der Familie verfügbares höheres Lohnniveau als vor der Eheschließung

entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des materiellen Lebensstandards der Arbeiter gehabt haben und daß zumindest die Höhe des Vermögens bei der Heirat und die Anzahl der Kinder pro Ehe wesentlich von der sozialen Herkunft, d. h. von dem Elternhaus des Arbeiters geprägt wurden, so müßten wir zunächst überprüfen, ob das überhaupt stimmt.

Es zeigt sich bei der Auswertung der Quellen, daß diejenigen Arbeiter am wenigsten Geld in die Ehe einbrachten, deren Väter im Textilgewerbe gearbeitet hatten. Am besten gestellt waren die Arbeiter, bei denen schon die Väter im Metallgewerbe tätig gewesen waren. Arbeiter mit einem landwirtschaftlichen Elternhaus nahmen zwar eine Mittelposition ein, sie erreichten aber trotzdem nicht den gleichen Startvorteil wie die Kinder aus dem Metallgewerbe. (Abb. 7)

Diese ungünstige Startposition derjenigen Arbeiter, die aus einem textilgewerblichen oder landwirtschaftlichen Elternhaus stammten, setzte sich noch

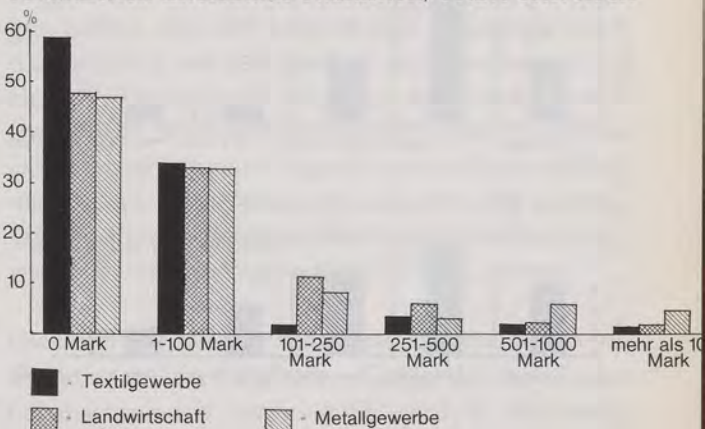


Abb. 7: Häufigkeit von Bar- und/oder Sparvermögen bei der Heirat, gruppiert nach sozialer Herkunft (Vaterberufe)

durch eine andere, sehr wesentliche Besonderheit fort.

Wie allgemein bekannt ist, bedeutete Kinderreichtum über viele Generationen – gerade im Textilgewerbe, aber auch in der Landwirtschaft – eine

sichere und schnell einsetzende zusätzliche direkte oder indirekte Nebeneinnahme. Vom 5., wie wir aus den Quellen wissen, manchmal schon vom 3. Lebensjahr an wurde den Kindern Arbeit zugewiesen, die Verdienstmöglichkeiten des Haushalts stiegen damit langsam aber stetig an. Die Kinderarbeit, von der hier die Rede ist, ist vorindustrielle, innerfamiliäre Kinderarbeit.

Entsprechend dieser generationenalten Tradition des Kinderreichtums verhielten sich nun auch die Arbeiter, die vom Land in die Stadt zogen, um Maschinenfabrikarbeiter zu werden. Wie auf der Graphik zu sehen (Abb. 8), war die Anzahl der Ehen mit mehr als 4, besonders aber mit mehr als 6 Kindern bei denjenigen Arbeitern am höchsten, deren Vater im Textilgewerbe gearbeitet hatte, am niedrigsten bei denen, deren Väter schon im Metallhandwerk gewesen waren. Zwischen beiden Extremen lag die Landwirtschaft.

Niedriges Startkapital und größere Familien mußten sich negativ auf die materielle Situation derjenigen Arbeiter auswirken, die aus einem textilgewerblichen bzw. landwirtschaftlichen Elternhaus stammten und in der Fabrik arbeiten wollten.

Um nun diejenigen Arbeitergruppen herauszufinden, die ihre Arbeiterlaufbahn, ihr Fabrikarbeiter-

Abb. 8: Gebürtigkeit, gegliedert nach sozialer Herkunft der Haushaltsvorstände

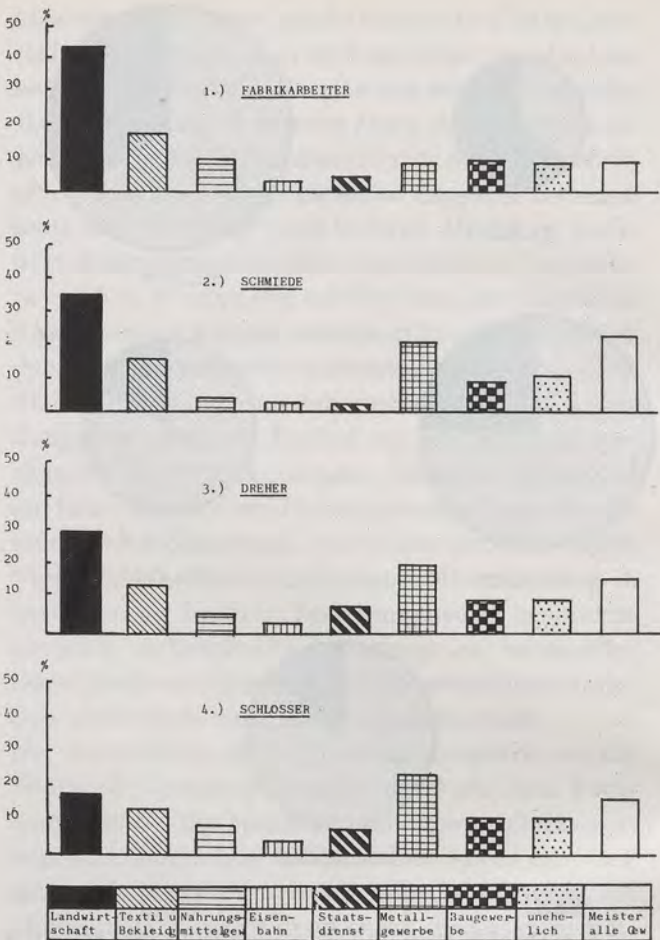
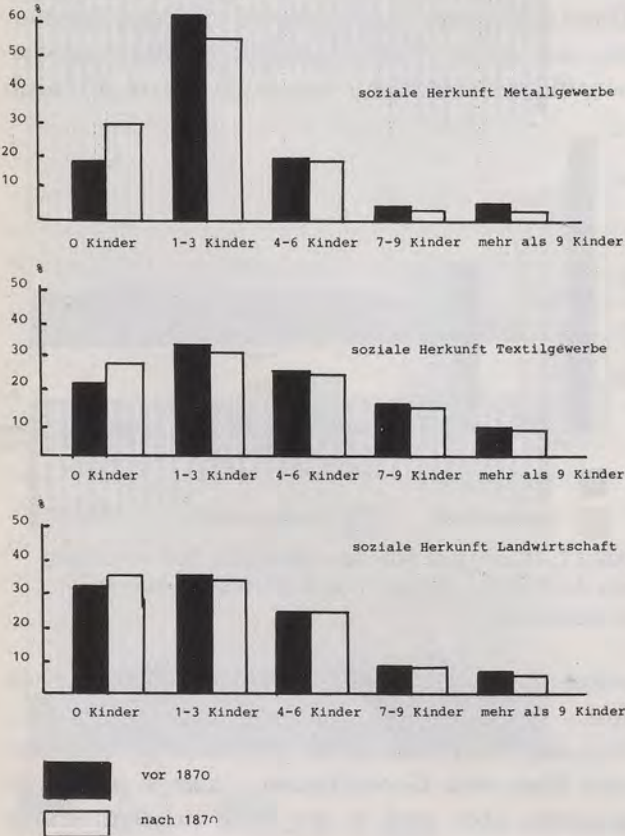


Abb. 9: Soziale Herkunft einzelner Berufsgruppen aus der Maschinenfabrik Esslingen 1846–1914

leben in Esslingen mit den ungünstigsten Voraussetzungen begannen, müßten wir die soziale Herkunft der einzelnen Berufsgruppen ebenso untersuchen, wie wir das für die regionale Herkunft bereits getan haben.

Aus dem Diagramm (Abb. 9) wird deutlich, daß der Anteil von Landwirtschaft und Textilgewerbe unter den Vaterberufen gerade bei denjenigen Berufsgruppen in der Maschinenfabrik am niedrigsten war, die schon bei der regionalen Herkunft eine Sonderstellung einnahmen, bei den Berufsgruppen Schlosser, Dreher, Schmiede. Besonders gute Chancen zur positiven Entwicklung ihres Arbeiterlebens hatte also – sowohl aufgrund ihrer regionalen als auch ihrer sozialen Herkunft – die Berufsgruppe Schlosser, Dreher, Schmiede, besonders schlechte die halb- oder unqualifizierten sogenannten «Fabrikarbeiter», deren Aussichten sich vor allem auch deshalb noch ungünstig von denjenigen ihrer Arbeitskollegen abheben mußten, weil sie Muster generativen Verhaltens (die Größe ihrer Familie) beibehielten, die zwar der Tradition ihres Elternhauses, nicht aber ihren eigenen Lebens- und Arbeitsbedingungen entsprachen.

Es zeigt sich hier, daß soziale Mißstände durchaus auch ihren Ursprung in Anpassungsschwierigkeiten der Betroffenen an eine veränderte Umwelt, an eine neue Lebensform haben können, ohne daß dies von vornherein und allzu unkritisch diesen neuen Lebensformen (in unserem Falle der Industriearbeit) allein angelastet werden könnte.

Die Skala der günstigen Voraussetzungen, die sich den Schlossern, Schmieden und Drehern dagegen in ihrer Arbeiterlaufbahn boten, sind mit den eben behandelten, außerbetrieblichen Gegebenheiten aber noch nicht erschöpft. Eine weitere Besonderheit kommt hinzu: ihre günstige «Lebensverdienstkurve».

Was darunter zu verstehen ist, soll kurz anhand der Ausbildungs- und Lohnpraxis der Maschinenfabrik Esslingen im 19. Jahrhundert dargestellt werden. Wie aus den Angaben in den Personalbüchern der Maschinenfabrik Esslingen deutlich wird, sah die bis zum Ende der 70er Jahre in der Maschinenfabrik übliche Arbeiterlaufbahn etwa folgendermaßen aus: Nach dem Eintritt in die Firma wurde jeder Arbeiter, gleichgültig, ob er als gelernter Handwerker oder ungelernt eintrat, zunächst als Tagelöhner eingestuft. Tagelöhner bedeutete nichts anderes, als daß der Arbeiter nicht im Akkord arbeiten durfte, d. h., daß er nach Arbeitszeit, nicht nach Arbeitsleistung bezahlt wurde.

Die Tagelöhnerzeit war für jeden Arbeiter gleichbedeutend mit der Anlernzeit, die in den einzelnen Werkstätten erheblich voneinander abwich, im Firmendurchschnitt aber etwa 2 Jahre dauerte. Da das durchschnittliche Eintrittsalter während dieser Zeitspanne (1847 bis Ende der 70er Jahre) zwischen 23 bis 24 Jahren schwankte, war somit die Niedrigver-

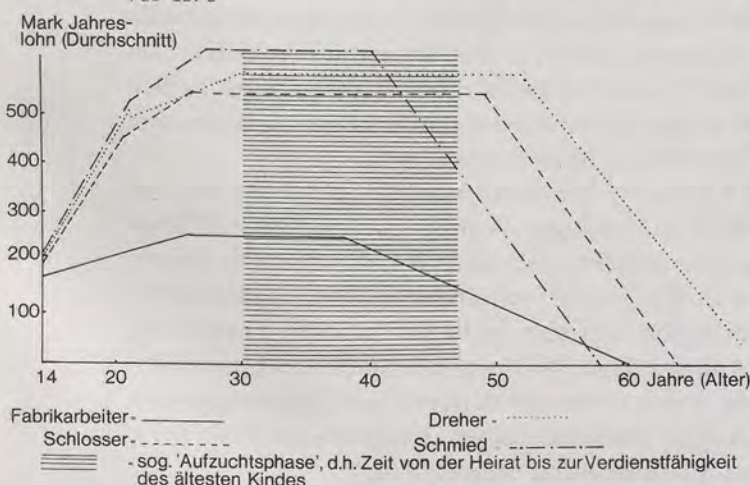
dienstphase oder Tagelöhnerzeit für den Arbeiter mit 25 bis 27 Jahren abgeschlossen.

Der Abschluß der Niedrigverdienstphase war identisch mit dem durchschnittlichen Heiratsalter der Arbeiter. Es folgten nun für den einzelnen Arbeiter etwa 14 Jahre der sogenannten Hochverdienstphase, d. h. einer Zeit, in der durch Akkordarbeit das Einkommen um bis zu 20 Prozent verbessert werden konnte. Mit Erreichen einer Altersgrenze, die zwischen 39 bis 55 Jahren schwankte, wurden die Arbeiter dann wieder in den Tagelöhnerstatus zurückgestuft.

Die Graphik (Abb. 10) zeigt, wie das im einzelnen ausgesehen hat. Es ergibt sich also eine Lebensverdienstkurve für jeden Arbeiter, deren Höhepunkt gleichzeitig mit der Familiengründung (ca. 27 Jahre) erreicht wurde, deren Abschwungphase aber bereits dann einsetzen konnte, wenn die Kinder noch nicht im verdienstfähigen Alter waren. Es wird deutlich, daß in einigen Berufen – und zwar in dem höchstbezahlten, dem der Schmiede, und in dem am schlechtesten bezahlten der sogenannten Fabrikarbeiter (der an- oder ungelernten) – der Lohnabfall schon im Alter von ca. 39–42 Jahren einsetzte. Besonders deutlich muß sich dieser Verdienstab-schwung in Familien mit hoher Kinderzahl bemerkbar gemacht haben, dagegen ist zu erwarten, daß die Berufsgruppen mit langer Hochverdienstphase deutlich bessere Lebensbedingungen hatten als solche mit kurzer.

Von allen in der Maschinenfabrik vertretenen Berufssparten hatten die Dreher und die Schlosser die längste Hochverdienstphase, die Schmiede dagegen hatten eine der körperlichen Beanspruchung, die ihr Beruf mit sich brachte, entsprechend kurze Hochverdienstphase. Obwohl die durchschnittlichen Löhne der Schmiede erheblich über denen der Dreher und Schlosser lagen, war es ihnen deshalb nicht möglich, im Verlaufe ihres Lebens die günstige Startposition in gleichem Maße aufrecht zu erhalten, wie dies den Schlossern und Drehern gelang.

Abb. 10: «Lebensverdienstkurven» ausgewählter Berufsgruppen der Maschinenfabrik Esslingen in der Zeit vor 1870



Die unterschiedlichen Start- und Endpositionen sollen nun auch noch auf einem Gebiet des materiellen Lebensstandards verdeutlicht werden, das bisher weitgehend unerforscht ist, auf dem Gebiet der individuellen Haushaltsausstattung der Arbeiterhaushalte. Um die folgende rein quantitative Auswertung von mehr als 3000 Inventaren Esslinger Arbeiterwohnungen etwas anschaulicher zu machen, sollen hier zwei Einzelbeispiele vorangestellt und im Detail beschrieben werden, diejenigen eines unqualifizierten und eines qualifizierten Arbeiters der Maschinenfabrik.

Esslingen.
 Reitringens - Inventur
 des
 Laich, Jakob Friedrich, Inspektor in der Ma-
 schinenfabrik Kaiser, und
 seiner Gattin
 Mathelmine geb. Kaiser.
 d. 28 Februar 1859.

318.

Mit der Gründung der Maschinenfabrik und dem in den Folgejahren immer stärker werdenden Zustrom vom Arbeitern und Arbeiterfamilien in die Stadt wurde die Wohnsituation sehr bald zu einem brennenden Problem nicht nur der Arbeiter selbst, sondern auch des Gemeinderates. Bei dem noch fortdauernden Mangel an kleinen Mietwohnungen fordert der Gemeinderat die Häuserbesitzer auf, solche einzurichten und garantiert die Bezahlung des Mietzinses. Diese Anfang November 1858 im Esslinger Wochenblatt veröffentlichte Anzeige spricht für sich, ebenso wie die Tatsache, daß sich die Zahl der Bewohner pro Haus in Esslingen in den Jahren 1847–1876 von 14 auf 18 erhöhte. Dem Problem der wachsenden Bevölkerung begegnete man also nicht durch erhöhte Bautätigkeit, sondern dadurch, daß man enger zusammenrückte bzw. zusammenrücken mußte.

Ein Blick in die Esslinger Presse zeigt, welche Wohnmöglichkeiten sich dem zugezogenen Arbeiter überhaupt boten: In der Weberstraße 22 sind zwei warme Kammern zu vermieten, auch werden zwei Kost-

gänger daselbst angenommen. – Es ist auf Lichtmeß eine Kammer zu vermieten auf dem Marktplatz 6, eine Treppe hoch. – Es ist ein Sofa sowie ein gut möbliertes Zimmer zu vermieten. – Zu vermieten auf Georgii ein freundliches Logis mit Stube, Stubenkammer, Oehrn, Küche und Platz zu Holz bei Dreher Knöll, Weberstraße 13.

Johannes Angele, ehemaliger Kutscher und schließlich unqualifizierter Arbeiter in der Maschinenfabrik Esslingen, zog bei seiner Heirat mit Frau und einem Kind in eine solche «Kammer», die er selbst freilich in seiner Inventur weniger prosaisch als Wohn- und Schlafzimmer bezeichnete.

«Kammern» dieser Art waren in der Regel, wie ein Blick in Esslinger Wohnungsgrundrisse der Zeit zeigt, zwischen 9,5 und 12 qm groß. Auf diesem wahrlich nicht eindrucksvollen Raumangebot drängten sich aber nicht nur, wie die Einrichtung Angeles zeigt, Wohn- und Schlafzimmer, gleichzeitig wurden hier die notwendigen Vorräte gelagert. Angele brachte in seiner «Kammer» folgende Wohnungseinrichtung unter:

Reg. Nr.
8252.

Springen
Juni 28. Febr. 1859.

Konvix
im Mai 1862.
Diebstahl
hag von 1862.

Privat

Beibringens Inventur

Jacob Friedrich Laick
wird, Liemgen in Nijmegen auf den
Lieberman und Drogen in der Muffin
fabrikation, geboren am 26. März 1819.
Joh. de Graaf, Johann (Friedrich) von Orlow
mündlich in Nijmegen auf den Lieberman
und seinen 2. Frau Hofmann

Marie Hilfermine Vorabge, geb.
Preiser, geboren am 13. April 1822
Johann Anton (Friedrich) Reiser, geb.
Friedrich, in Gießen, geboren am 16. Sept.

Die Eltern des obigen sind
hier.

Auf der 1. Frau des obigen sind
auch die folgenden Kinder am 15. Mai
1859. 2. Kinder am Leben, welche aber nicht

Nr. 7718.

Abt. 118.

Möbel:	Hausrat:
1 Weckeruhr	1 Deckelglas
1 Koffer, 1 Köfflerle	1 großer Spiegel
1 Erdöllampe	3 Porträts
1 Kleiderkasten	ca. 1½ Eimer Most
1 tannerne Kommode	1 Restchen Brennholz
1 Bettlade	einige Teller und Löffel
1 Sofa	
1 alter Tisch	
2 Sessel	

Es fällt schwer, sich vorzustellen, wie Angele diese Einrichtungsgegenstände in seiner «Wohnung» so unterbrachte, daß für ihn, seine Frau und sein Kind überhaupt noch Bewegungsspielraum blieb. Auffallend ist aber vor allem, daß zwar sämtliches Küchen- und Hausgerät fehlte, dafür aber mit Sofa, 2 Sesseln, einem großen Spiegel, drei Porträts und einem alten Tisch eine «Wohnzimmer-Illusion» aufgebaut wurde. In diese «Wohnzimmer»-Möbel wurde mehr Geld investiert als in ausreichende Schlaf- und Sitzgelegenheiten: 1 Bett und 2 Sessel für drei Personen, darunter ein Kind von weniger als 2 Jahren. Es kann nicht verwundern, daß von Außenstehenden oft der Vorwurf des «Luxus» gerade gegenüber den schlechtverdienenden sogen. «Fabrikarbeitern» erhoben wurde, ein Vorwurf, der um so berechtigter erscheint, wenn wir feststellen, daß Angele nicht nur unverhältnismäßig viel Geld in sein «Wohnzimmer» investierte, sondern außerdem noch, zusammen mit seiner Frau, über Schmuck im Werte von 44,- Mark verfügte. Das waren immerhin 6,3 Prozent des Jahresdurchschnittsgehaltes eines Arbeiters der Maschinenfabrik Mitte der sechziger Jahre.

Das gesamte Hab und Gut von Angele bestand zu 50 Prozent aus Kleidern, Wäsche und Schmuck, der Rest wurde zum größten Teil in der «Wohnzeimereinrichtung» angelegt, nur ein verschwindender Bruchteil in die auch bei Angele nicht neu gekauften Gegenstände des täglichen Bedarfs.

Angele stand damit nicht allein. Für ihn galt, was auf zwei Drittel seiner unqualifizierten Arbeitskollegen zutraf: das meiste in den Jahren vor der Heirat mühsam angesparte Geld ging mit dem Kauf von Kleidern, Wäsche und Schmuck drauf, der Rest wurde eher für die «überflüssigen» Posten der Wohnungseinrichtung als für die praktischen Alltagsbedürfnisse ausgegeben. Es zeugt dennoch bestenfalls von der Fantasielosigkeit der Zeitgenossen, wenn dies als Luxus gebrandmarkt wurde. Unqualifizierte Arbeiter, die zudem noch zur Untermiete wohnten, waren in doppelter Weise krisenanfällig. Kam der Betrieb, in dem sie arbeiteten, in wirtschaftliche

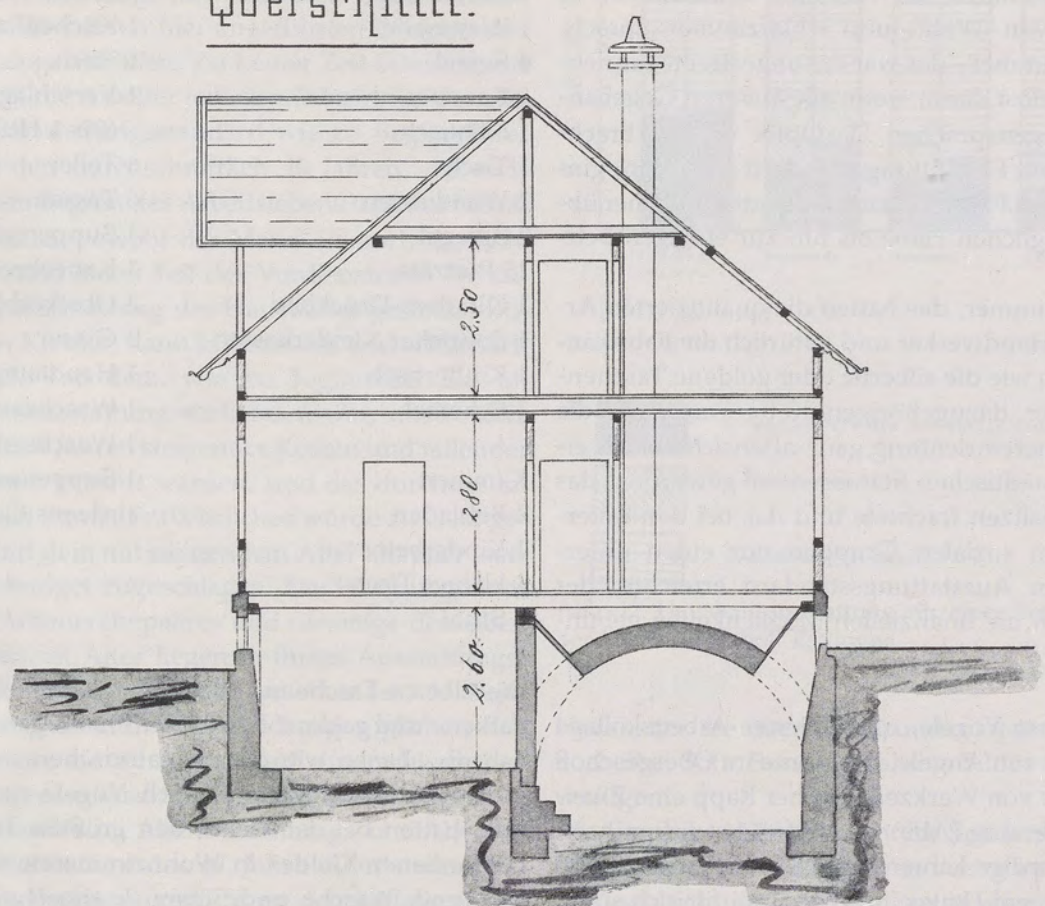
Schwierigkeiten, wurden sie als erste entlassen. Dann waren zwar die Mieten billig, aber was nützte das schon ohne Arbeitsplatz? Ging es mit dem Betrieb wieder aufwärts, dann stiegen auch die Mieten wieder, weil viele Arbeiter neu in die Stadt hereinkamen, und die Gefahr wuchs, nun zwar einen Arbeitsplatz zu haben, aber die Wohnung nicht mehr bezahlen zu können. Also legte man sein Geld in den Gegenständen an, die sich am leichtesten mitnehmen ließen: in Kleidern, Schmuck und Wäsche. Der Schmuck hatte zudem den Vorteil, daß er sich in Notzeiten im Pfandleihhaus in bare Münze umwandeln ließ. Und davon wurde lebhafter Gebrauch gemacht. Notzeiten, das war jede länger dauernde Krankheit, vor allem aber die lange Lebensspanne, in der das Einkommen wegen sinkender Leistungsfähigkeit immer geringer wurde, und das oft schon dann, wenn die Familie noch wuchs, die Kinder noch klein waren – und Geld kosteten, anstatt es zu verdienen. Schmuck, Kleider und Bettwäsche trug man dann ins Pfandhaus. Zwei Dinge allerdings versuchten die Arbeiter solange wie irgend möglich zu behalten: die silberne Taschenuhr und das «Wohnzimmer», also Sofa, Sessel, Spiegel und Porträts. Wie wichtig diese «Wohnzeimereinrichtung» – die Wohnzeimereinrichtung – war, zeigt schon die Tatsache, daß die Inventurbehörde Angeles

Abb. 11: Die zeitgenössische Bauaufnahme eines typischen Esslinger Arbeiterhauses veranschaulicht die Wohn- und Lebensbedingungen der Arbeiterfamilien vor hundert Jahren.

Ansicht.

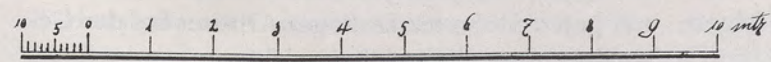
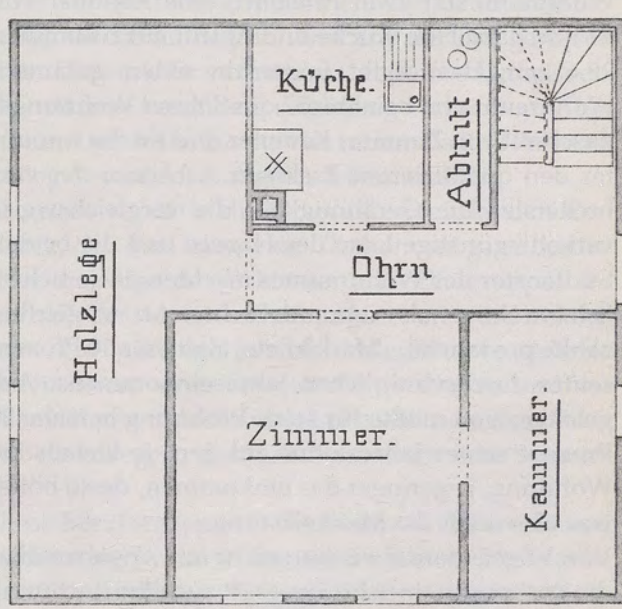
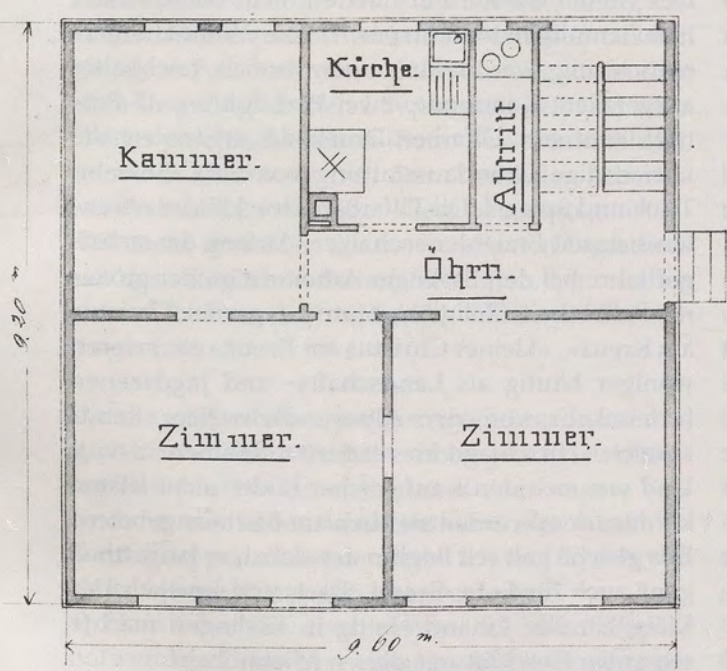


Querschnitt.



Parterrestock.

Dachstock.



M: 1:100

Prof. H. H. & F. Fischer

Wohnung schlicht als Kammer bezeichnete, er selbst aber von «Wohn- und Schlafzimmer» sprach. Ein Wohnzimmer – das war das angestrebte Einrichtungsziel selbst dann, wenn alle äußeren Gegebenheiten dagegensprachen. Die Opfer, die man brachte, um diesen Einrichtungsstandard zu halten, gingen in einigen Fällen bis zum Verkauf sämtlicher übrigen beweglichen Habe bis hin zur einzigen Bettdecke.

Ein Wohnzimmer, das hatten die qualifizierten Arbeiter, die Handwerker und natürlich die Fabrikanten. Ebenso wie die silberne oder goldene Taschenuhr mit der dazugehörigen Kette war auch die Wohnzimmereinrichtung ganz offensichtlich zu einem innerstädtischen Statussymbol geworden, das jeder zu besitzen trachtete und das bei den unterschiedlichen sozialen Gruppen nur einen unterschiedlichen Ausstattungsstandard erreichte, der natürlich an die finanziellen Möglichkeiten gebunden war.

Johann Ernst Vögele, qualifizierter Arbeitskollege (Schreiner) von Angele, bewohnte im Obergeschoß des Hauses von Werkzeugmacher Rapp eine Zweizimmerwohnung (Abb. 11) – zunächst nur mit seiner Frau, später kamen zwei Kinder hinzu. Rapp hatte in seinem Haus eine Wohnung für sich selbst und eine zum Vermieten gebaut. Die Wohnung Vögeles im Dachgeschoß war – gemessen an der seines Arbeitskollegen Angele – geradezu geräumig. Ein Wohnraum mit zwei Fenstern, eine Kammer von 11 qm, dazu Flur, Küche und Abtritt mit zusammen 25,6 qm, das ergibt immerhin einen gesamten Wohnraum von beinahe 57 qm. Dieser Wohnungszuschnitt von Zimmer, Kammer und Küche war unter den qualifizierten Esslinger Arbeitern der verbreitetste. Die Geräumigkeit, die vergleichsweise verkehrsgünstige Lage des Hauses und die beiden Südfenster des Wohnraumes machten diese sicherlich attraktiver als viele andere ihrer Art. Vögele bezahlte pro Jahr 80,– Mark Miete, also etwa 10 Prozent seines durchschnittlichen Jahreseinkommens. Angele dagegen mußte für seine Wohnung beinahe 20 Prozent seines Jahreslohns anlegen. Je kleiner die Wohnung, je geringer das Einkommen, desto höher war also auch die Mietbelastung.

Von Vögele haben wir nun nicht nur Angaben über die Wohnungseinrichtung, es ist auch die Rechnung des Malers erhalten, der seine Wohnung renovierte. Das Wohnzimmer (mit dieser Bezeichnung taucht es auch in der Rechnung auf) war weiß gestrichen. Die «Nebenkammer» grün, Küche und Abtritt blau, der Flur weiß. Die Wohnungseinrichtung sah folgendermaßen aus:

Wohnzimmer:

- 1 Kommode
 - 4 Sessel
 - 1 Kanapee
 - 1 Nähtisch
 - 1 Tisch
 - 2 Wanduhren
 - 2 Spiegel
 - 15 Porträts
 - 1 Ölfarben-Druckbild
 - 1 doppelter Kleiderkasten
 - 1 Kindertisch
 - 1 Schemel
- Kammer:
- 2 Bettladen
 - 1 Kinderbett
 - 1 kleiner Tisch
 - 1 Stuhl

Küche:

- 1 Küchenkasten
- 1 Tisch
- 1 Verschlag
(für 1 Huhn)
- 6 Teller
- 6 Tassen
- 1 Suppenschüssel
- 1 Kaffeebrett
- 2 Obstkörble
- 2 Gläser
- 1 Handlaterne
- 1 Waschzaine
- 1 Waschseil
- 1 Suppenseiher
- «irdenes Geschirr»

Die silberne Taschenuhr, zwei Ringe, Brosche, Granatkette und *goldener Bouton* der Frau ergänzten die Fahrnis ebenso wie die obligatorischen zwei Gesang- und Gebetbücher. Auch Vögele und seine Frau hatten bei der Heirat den größten Teil ihres vorhandenen Geldes in Wohnzimmereinrichtung, Kleidung, Wäsche und Schmuck angelegt. Seiner höheren Qualifikation und dem höheren Einkommen entsprechend waren aber auch Küche und Kammer noch ausreichend bestückt, wenn auch hier wieder die Zahl der Betten nicht der Zahl der Familienmitglieder entsprach. Die Wohnzimmereinrichtung war dafür ungewöhnlich reichhaltig ausgefallen: Kommode, zwei Wanduhren, 15 Porträts und ein Ölfarben-Druckbild ergänzten die notwendige Grundausrüstung von Sofa, Sesseln, Tisch und Spiegel. Die Ölfarben-Druckbilder erfreuten sich seit Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre bei den Esslinger Arbeitern immer größerer Beliebtheit. Religiöse Motive («großer Christus am Kreuz», «kleiner Christus am Kreuz» etc.) waren weniger häufig als Landschafts- und Jagdszenen («Heimkehr von der Alpe», «Schweizer Landschaft», «Hirschjagd im verzierten Rahmen» usw.). Und wer sich den Kauf solcher Bilder nicht leisten konnte, dem wurden sie auch zur Miete angeboten. Das gleiche galt seit Beginn der siebziger Jahre übrigens auch für Sofa, Sessel, Tisch und Spiegel. Der Möbelfhändler Johann Hettig in Esslingen machte ein gutes Geschäft mit diesen Mietmöbeln.

Es zeigt dies nur einmal mehr, wie wichtig das «Wohnzimmer», die gute Stube bzw. die Illusion einer guten Stube für Esslinger Arbeiter bei der Gestaltung ihrer Wohnungseinrichtung waren. Eines

darf dabei allerdings nicht aus dem Auge verloren werden: Die beiden hier angeführten Beispiele betreffen junge Familien. Zu keiner Zeit ihres Lebens erreichten die Arbeiter jemals wieder einen derartig hohen Ausstattungsstandard wie zu Beginn ihrer Ehe. In den durchschnittlich 10 Jahren, die zwischen dem Beginn des Arbeitslebens und der Heirat lagen, hatten sowohl der Mann als auch die Frau verdient und einen Teil des Verdienstes in die zukünftige Ausstattung des Haushaltes gesteckt. Zunächst in Kleider, dann in Schmuck und schließlich in Möbel. Von dem, was zu Beginn der Ehe an Haushaltsausstattung vorhanden war, mußte aber dann in den Jahren steigender Kosten und fallender Einnahmen gezehrt werden, und das durchaus im wörtlichen Sinne. Entbehrliches wurde zu Geld gemacht und dem mit steigendem Alter knapper werdenden Budget zugeschlagen. Die Wohnung eines jungen Arbeiterhepaares und diejenige desselben Ehepaares im Alter liegen in ihrem Ausstattungsstandard mindestens soweit auseinander wie diejenigen Angeles und Vögeles, dagegen glichen sich im Alter die zunächst so scharf unterschiedlichen Wohnungen unqualifizierter und qualifizierter Arbeiter einander an. Altersverarmung – und Alter begann bei Arbeitern des 19. Jahrhunderts oft schon mit Ende Dreißig – gehörte zu den auffallendsten «kollektiven Erfahrungen» der Arbeiterschaft, und sie wirkte sich besonders schmerzlich im Ausstattungsstandard der Wohnungen aus. Vor diesem Hintergrund einer im Laufe des Lebens ständig sinkenden Wohnqualität wirkt das Festhalten an den einzigen «Paradestücken» der Wohnung, die zudem noch ursprünglich den Löwenanteil des gesparten Geldes geschluckt hatten (Sofa, Sessel und Bilder), nur noch verständlicher. Der Anteil der Arbeiterhaushalte, die zwar über diese «Luxusgegenstände», nicht aber über die notwendigsten Ingredienzen des alltäglichen Bedarfs verfügten, lag bei allen alten Arbeitern noch erheblich höher als bei den jungen.

Um die am Einzelbeispiel gezeigten Ergebnisse nun auch für die Gesamtheit aller untersuchten Arbeiterfamilien deutlich zu machen und sie in engere Verbindung zur Lebensverdienstkurve der einzelnen Berufsgruppen zu setzen, habe ich drei Typen von Haushaltsausstattungen unterschieden:

- 1) Haushalte, die über weniger als die dringend notwendige Grundausrüstung verfügten, also über weniger Stühle, Tische, Betten und Küchengeräte, als für die Personenzahl notwendig gewesen wäre.
- 2) Haushalte mit Grundausrüstung
- 3) Haushalte mit Luxus-Ausrüstung. Das sind

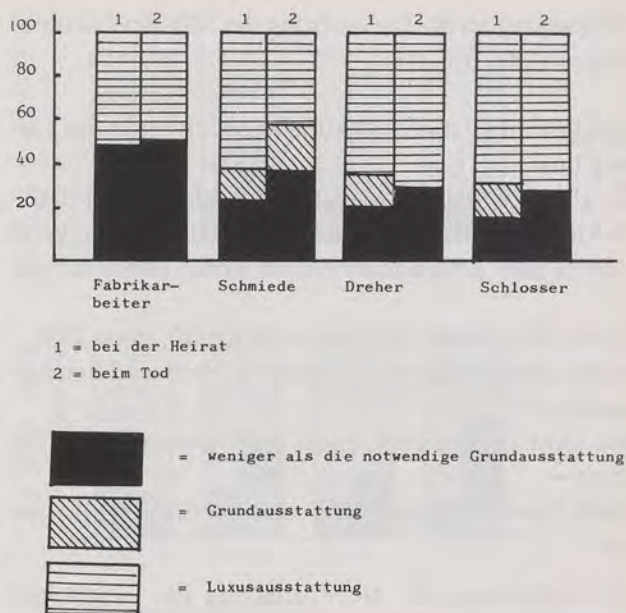


Abb. 12: Haushaltsausstattung einzelner Berufsgruppen der Maschinenfabrik Esslingen

Haushalte, die über die Grundausrüstung hinaus noch über Sofa, Sessel, gerahmte Bilder und Bücher verfügten.

Die Graphik (Abb. 12) macht die Sonderstellung der Dreher und Schlosser auch in bezug auf die Wohnungseinrichtung deutlich, zeigt aber außerdem, welche einschneidenden Folgen die Kürze der Hochverdienstphase für die Gruppe der Schmiede hatte. Wesentlich mehr Schmiede hatten am Ende ihres Lebens nicht einmal mehr die Grundausrüstung, als das zu Beginn ihrer Ehe der Fall gewesen war. Dies erklärt sich daraus, daß ihre Lebensverdienstkurve besonders ungünstig verlief (vgl. Abb. 10) und sie deshalb sehr viel früher als ihre Arbeitskollegen von der Substanz leben mußten.

Dagegen verstärkt die Graphik endgültig den Eindruck, daß die Gruppe der Dreher und ganz besonders diejenige der Schlosser als «Elitegruppe» innerhalb der Arbeiterschaft angesehen werden können. Ihre günstige Lebensverdienstkurve sicherte ihnen einen vergleichsweise angenehmen und vor allem länger andauernden Lebensstandard als ihren Arbeitskollegen, den Fabrikarbeitern und Schmieden.

Diese Berufsgruppen (Schlosser und Dreher) waren es dann auch, die in besonders hohem Maße (von der Firmenleitung übrigens kräftig unterstützt) die Vorteile des Fabrikarbeiterlebens in leuchtenden Farben malten, wofür das folgende Gedicht des Maschinenfabrik-Schlossers Jakob Vogel aus dem Jahre 1860 als Beispiel angeführt werden soll. (Ich gebe das 20-Strophen-Gedicht hier nur in einem Ausschnitt wieder.)

Erinnerung an die Einweihung der 500sten Lokomotive am 23. Juni 1860

Der Frühling ist entschwunden, doch nicht des Liebes Lust.

Es übt geheimen Zauber in jeder Menschenbrust.
Es klingt hervor im Liede, es klingt im ernsten Wort
Durch aller Zeiten Wechsel im Volke fort und fort.

Doch nicht allein im Liede erblüht die neue Zeit,
Nein, auch in Kunst und Wissen, Fleiß und Betrieb-
samkeit
Sie geht in Erz und Eisen hellklirrend durch die
Welt,
Und Feuer, Luft und Wasser sind dienend ihr ge-
sell.

Die Schwungkraft, die so mächtig die Gegenwart
umfängt
Und unaufhaltsam vorwärts in neue Bahnen drängt,
Die Wirkung, Form und Wesen der Dinge kennt und
nützt

Die Theorie und Praxis gar lehrreich unterstützt,
Sagt an, soll ich sie nennen? gewiß, ihr kennt sie
Die reiche Friedenstochter, die blühn'de Industrie.
Sie herrscht durch Kunst und Wissen entgegen je-
der Zunft

Als Königin der Arbeit im Reiche der Vernunft.
Wer ihr sich gibt zu eigen, wer ihrem Dienst sich
weiht,

Wer mutig und beharrlich kämpft in gewagtem
Streit

dem reicht in goldner Schale den Freudenwein sie
dar,

Der ist ihr hoch willkommen als Führer ihrer Schar!

Nun, wer den Sinn der Worte nicht richtig hat erfaßt
Zu uns'res Fests Verständnis, den laden wir zu
Gast.

Beim Rheinwein und Tokayer erzählen wir dann
froh,

Westhalb wir heute leben in *dulci júbilo*!

Seht die Lokomotive, geschmückt mit Laub und
Kranz

und schönen Sängerbahnen, sie führt in Licht und
Glanz

Den Namen Emil Kessler, des Gründers der Fabrik
Zu Esslingen am Neckar, – fürwahr ein Meister-
stück!!

Wohl glänzen andre Namen nicht minder ehrenvoll
Und freudig wird auch ihnen der Achtung reicher
Zoll

Doch einer muß vor allen voran dem Zuge gehn,
Indes die andern mutig zu seiner Fahne stehn.

Wohlan denn, Festgenossen, erhebet euch zumal,
Mit lauten Donnerstimmen tön's über Berg und Tal:
Hoch leb Emil von Kessler, sein Haus, sein Ruhm
und Glück
In stets verjüngtem Glanze die Esslinger Fabrik!!

Die krassen Gegensätze, die zwischen den einzel-
nen Arbeitergruppen in der Fabrik bestanden, kön-
nen wohl kaum deutlicher werden als aus der Ge-
genüberstellung dieses Gedichtes, das ein Arbeiter-
leben «in *dulci júbilo*» beschreibt, und dem gleich-
zeitigen Brief eines angelernten Arbeiters der Ma-
schinenfabrik, der der Esslinger Stadtverwaltung
seine Lage schilderte: *Also meine Familie soll darben, ich selbst soll angestrengt arbeiten, um meine Familie darben zu sehen, ich selbst soll mich zum Siechen herabstimmen sehen, weil mir die nötigsten Mittel, meine Kräfte zu erhalten, entzogen werden. Ich glaube nicht, daß es zuviel gesagt ist, das sind Zeiten des Femgerichts, wenn auch große Herren und Fabrikanten sagen: Es tut diesen Leuten nicht wehe, so sage ich aus Überzeugung, daß es sehr wehe tut, und jener Herr soll einmal seine Arbeiter liebevoll fragen, ob es nicht wehe tut, ob sie nicht mit ja antworten. Ich glaube aber nicht, daß es nötig ist zu fragen, denn man kann diesen Männern, Familienvätern meiner Art, die für ihre Familie wirklich Sorge tragen, vom Gesicht ablesen, wie sie daran sind, wie sie vom kräftigsten Mann auf einmal zum Siechen herabsinken. Möchten Sie, geehrte Herren, einmal in einen Familienkreis wie den meinen treten und sich überzeugen, wie man da lebt, bis der, wie genannt schöne Verdienst aufgeht, oder wollen Sie vielleicht gütigst nur einmal probieren, die Haushaltung besser zu führen als ich, so überlasse ich Ihnen meinen ganzen Verdienst und das Erübrigte soll zur Verfügung sein. Glauben Sie sicher, meine Herren, daß es keine Kleinigkeit ist, einem Mann, der seinem erlernten Geschäft gewachsen ist, Arbeiter in einer Fabrik zu sein.*

Der Verfasser dieses Briefes, der angelernte, ehema-
lige Zimmermann Johann Friedrich Wagner, und
der Schlosser Jakob Vogel waren nicht nur beide Ar-
beiter, sie arbeiteten in der gleichen Stadt, in der
gleichen Fabrik und innerhalb dieser Fabrik wie-
derum in der gleichen Werkstatt. Sie selbst jeden-
falls haben ihre Situation durchaus unterschiedlich
gesehen und erlebt. Von nicht betroffenen Zeitge-
nossen wurden sie dennoch in eine gemeinsame Ka-
tegorie gepreßt, in die Kategorie «Fabrikarbeiter». Die von Jakob Vogel so eindrucksvoll gepriesene Existenz «in *dulci júbilo*» fand dann aber auch für diese bevorzugten Arbeitergruppen ein recht jähes und – wie sich zeigen wird – endgültiges Ende Mitte der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts. Von diesem Zeitpunkt an geriet die Maschinenfabrik Esslingen in eine mehr oder weniger kontinuierliche Krise, auf

die ich hier im einzelnen nicht eingehen kann. Die Folge davon war aber, daß man die Arbeiterrekrutierung und – damit zusammenhängend – auch ihre Ausbildung einschneidenden Veränderungen unterwarf. Im Zuge der Rationalisierung des Gesamtbetriebes (deutlich an einem Ausbau der Verwaltung bis hin zu den einzelnen Werkstätten) wurden individuelle Ausbildungsmuster und Lohnabsprachen, wie sie bisher zwischen Arbeitern und Werkmeistern bestanden, abgelöst zugunsten einer reglementierten Lehrlingsausbildung. Der Ablauf der Lehrlingsausbildung richtete sich dabei nicht mehr, wie in den vergangenen Jahrzehnten, nach dem traditionellen Muster handwerklicher Ausbildung, sondern vielmehr ausschließlich nach den branchenspezifischen Bedürfnissen der Industrie. Damit wurde der Firmeneintritt solcher Arbeiter, die nicht in der Fabrik ausgebildet waren, erschwert. Diese Veränderung der Ausbildungs- und Rekrutierungspraxis hatte aber zwei voneinander nicht ganz unabhängige Folgen. Die erste und augenfälligste war eine drastische Veränderung der Altersstruktur des gesamten Werkes: Die Graphik (Abb. 13) zeigt

Abb. 13: Altersstruktur in der Maschinenfabrik Esslingen 1883–1914

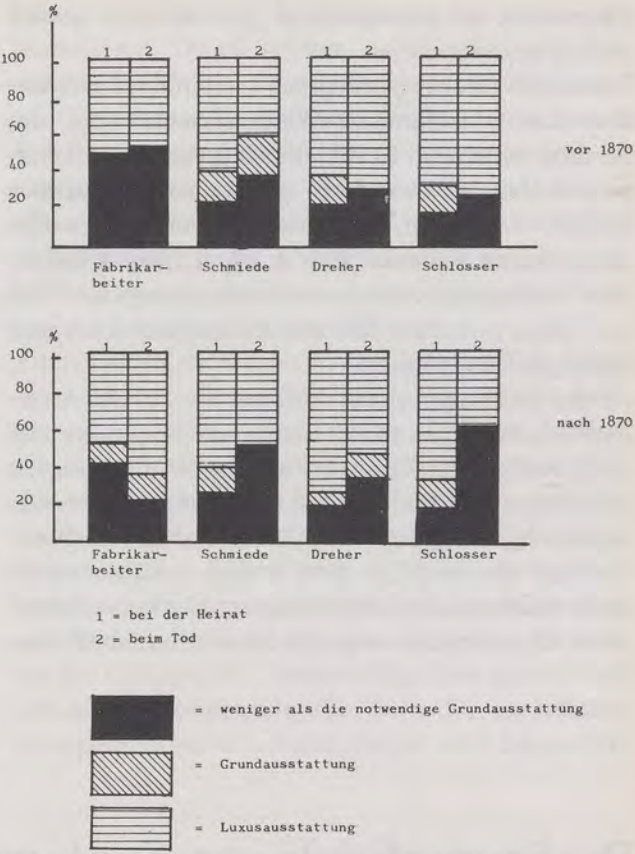
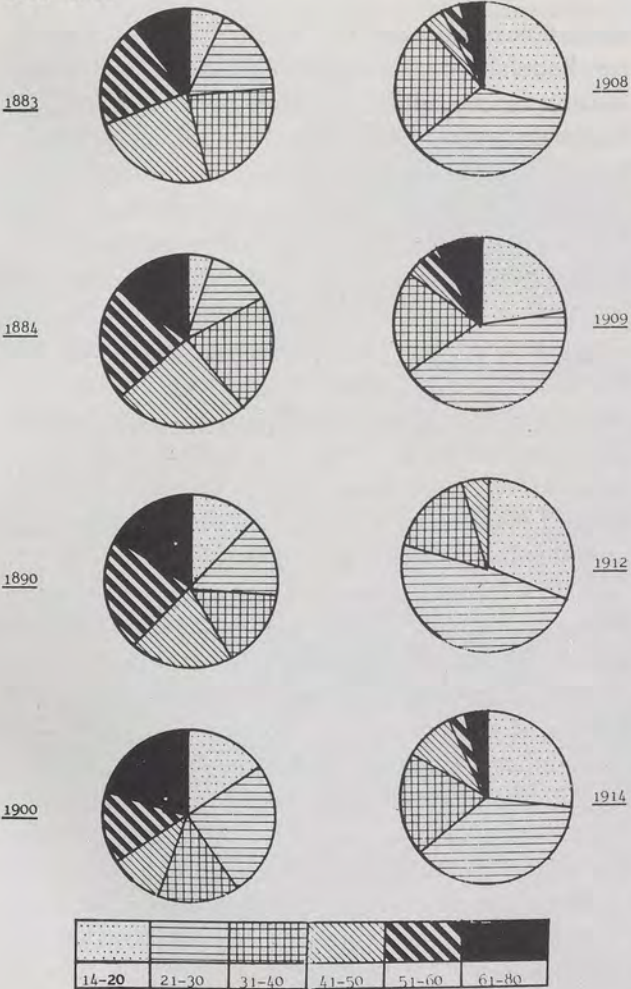


Abb. 14: Haushaltsausstattung einzelner Berufsgruppen der Maschinenfabrik Esslingen vor und nach 1870

die starke Zunahme der 14 bis 30jährigen gleichzeitig mit der – vor 1914 kontinuierlichen – Abnahme der über 40jährigen. Parallel dazu erhöhte sich, entgegen den Erwartungen, die die Firmenleitung in die Einführung der firmeneigenen Lehrlingsausbildung gesetzt hatte, die Fluktuationsrate der Arbeiter drastisch. Während die Arbeiter noch Ende der 70er Jahre im Durchschnitt 2½ Jahre in der Fabrik blieben, lag die durchschnittliche Firmenzugehörigkeit in den Jahren 1912 bis 1914 unter 6 Monaten. Aber nicht nur die Fluktuation und Altersstruktur pendelten sich auf ein niedriges Niveau ein, die Möglichkeit zu kontinuierlichem Akkordverdienst wurde durch die sich ständig verschlechternde Auftragslage der Firma stark eingeschränkt, die Lebensverdienstkurven der einzelnen Berufsgruppen mußten sich als Folge davon deutlich einander angleichen, und zwar auf einem niedrigeren Niveau. Die Auswirkungen dieser Entwicklung werden auf dem Diagramm deutlich (Abb. 14), auf dem ich noch einmal die Haushaltsausstattung der Arbeiter bei der Heirat und beim Tod einander gegenübergestellt habe, diesmal für zwei Zeiträume, einmal für die Zeit vor 1870 und dann für die Zeit nach 1870, die Krisenzeit. Die Altersverarmung in den Gruppen der Schmiede, Dreher und vor allem der Schlosser nahm zu. Insgesamt glichen sich das Start- und das

Endniveau im Lebensablauf der Arbeiter immer stärker aneinander an.

Dieser Nivellierung entsprach ein sinkendes Ansehen der Maschinenfabrikarbeiterschaft bei der Stadtbevölkerung. Es bildeten sich nicht nur Arbeiterwohnhäuser, sondern ganze Arbeiterstraßen heraus, d. h. dort, wo Arbeiter wohnten, wollte sonst keiner wohnen. Die Ausgrenzung spiegelte sich auch noch wider in einer abnehmenden Zahl von Ehen zwischen Maschinenfabrikarbeitern und Esslinger Bürgerinnen.

All das heißt aber nichts anderes, als daß das Ansehen des Betriebes Maschinenfabrik Esslingen, der noch Anfang der 70er Jahre als der Stolz Esslingens bezeichnet worden war, bis zur Jahrhundertwende rapide abgefallen sein muß. Und so ist es kein Wunder, daß die am 24. 9. 1904 in dem sozialdemokratisch bestimmten Schwäbischen Merkur erschienene Charakterisierung der Maschinenfabrik Ess-

lingen dem Gedicht des Schlossers Vogel aus dem Jahre 1860 direkt widerspricht. Es heißt dort: *Was nun die Tätigkeit des Herrn Oberbaurates Groß als oberster Leiter der Maschinenfabrik anbetrifft, so wird es wohl wenige Arbeiter geben, welche dieselbe als segensreich bezeichnen, denn notorisch ist die Rückständigkeit der technischen Einrichtungen dieses Etablissements. Die Mangelhaftigkeit wird ausgeglichen durch äußerste Ausbeutung der Arbeiter, und die Folge ist jetzt der Mangel an geeigneten Arbeitskräften.*

Es ist bemerkenswert, daß der hier vorgetragenen sozialen Nivellierung der Esslinger Maschinenfabrikarbeiterschaft nach 1870 eine zunehmende Bereitschaft entsprach, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Am deutlichsten nahm diese Protest- und Organisationsbereitschaft genau in den Gruppen zu, die am meisten zu verlieren oder Ende des Jahrhunderts schon verloren hatten: in den Gruppen der Schlosser, Dreher und Schmiede.

Die Saurierfunde von Kupferzell

Rupert Wild

Württemberg hat nicht nur eine berühmte historische Vergangenheit, sondern auch eine lebendige Erdgeschichte, die einzigartige Dokumente vorzeitlichen Lebens hinterlassen hat. Diese paläontologischen Funde haben Württemberg weltweit einen hervorragenden Ruf eingebracht. Württemberg gilt als «klassisches Saurierland», wie es der bekannte Tübinger Wirbeltierpaläontologe Friedrich von Huene einmal genannt hat. Hier sind auf engstem Raum in unterschiedlich alten Ablagerungen Saurierfunde gemacht worden, die auf der Erde einzigartig sind. Erinnert sei an den Crailsheimer Muschelkalk mit seinen Meeressauriern, an die weltberühmten Urlurche und Saurier aus den Keuperschichten Stuttgarts und des Stromberges, an die Dinosaurierfundstelle des mittleren Keupers von Trossingen und an das Fundgebiet Holzmaden mit seinen unvergleichlichen Ichthyosauriern, Plesiosauriern, Krokodilen, Flugsauriern und neuerdings auch Brückenechsen. Im Frühjahr 1977 kam eine weitere Saurierfundstelle aus der Triaszeit hinzu: Kupferzell im Hohenlohischen.

Ihre Entdeckung ist dem Eisenbahner und Hobbypaläontologen J. G. Wegele aus Waldenburg zu verdanken. Er hatte sich zum Ziel gesetzt, den Autobahnbau Heilbronn–Nürnberg auf Fossilfunde hin zu überwachen. Anfang März 1977 wurde Wegele fündig. In einem etwa sechs Meter tiefen Ge-

ländeinschnitt nahe des kleinen Dorfes Kupferzell-Bauersbach stieß er auf fossile Knochen im Bauaushub für die seitlichen Entwässerungsgräben der Autobahntrasse. Über den ehrenamtlichen Mitarbeiter des Naturkundemuseums Stuttgart, R. Mundlos aus Bad Friedrichshall, meldete er seine Entdeckung an die nach dem baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz zuständige Stelle, das Staatliche Museum für Naturkunde Stuttgart. Mit Unterstützung des Autobahnamtes Heilbronn, der Baufirma Stumpp (Stuttgart) und vom Landratsamt des Hohenlohekreises in Künzelsau begann Mitte März eine Grabung in der bereits nahezu fertiggestellten Trasse. Sie fand größtes Interesse und tatkräftige Hilfe seitens der Hohenloher Bevölkerung und des Bürgermeisteramtes Kupferzell. Über die fast drei Monate dauernde Grabung berichteten Presse, Rundfunk und Fernsehen, auch auf übernationaler Ebene. Württembergs Bedeutung als «klassisches Saurierland» erfuhr hierdurch erneut eine Bestätigung.

Die Fundstelle Kupferzell liegt im Unteren Keuper oder Lettenkeuper, einer Schichtfolge von Mergeln, Tonen, Sandsteinen und Dolomiten. Sie bilden die fruchtbare Hohenloher Ebene. Der Lettenkeuper entstand im Übergangsbereich zwischen Festland und dem sich aus Mitteleuropa nach Norden zurückziehenden Muschelkalkmeer vor etwa 205 bis